



Werner Felten

ALLEIN UNTER TURKEN

Mein Leben in bester
(Parallel-) Gesellschaft



südwest[®]

Inhaltsverzeichnis

Der Arbeiter als Gast

Warum die Türken kamen und warum sie geblieben sind

In Deutschland leben 16 Millionen Menschen nicht-deutscher Herkunft. Tendenz steigend. Weniger weil immer mehr Leute hinzuziehen, sondern weil diejenigen, die hier im Land sind, viele Kinder bekommen.

Diese Menschen leben aus unterschiedlichen Gründen in Deutschland. Damit sie aber sofort erkannt werden, werden sie in bestimmte Kategorien eingeteilt. So kann eine Verwechslung mit den Deutschen erst gar nicht passieren. Ordnung muss sein. Dabei ist es gar nicht so einfach, am Ball zu bleiben. Denn die vielen Nicht-Deutschen entwickeln doch glatt immer neue Kategorien. Und immer neue Schubladen müssen her.

In Deutschland leben 16 Millionen Menschen nicht-deutscher Herkunft.

Was nur wenige wissen: Die Türken, die als Gäste in den Sechzigerjahren nach Deutschland kamen, waren beileibe nicht die Ersten. Vor ihnen waren schon die Beutetürken da gewesen. Das waren die Türken, die in den osmanischen Kriegen des 17. und 18. Jahrhunderts gefangen genommen und nach Deutschland und Österreich verschleppt worden waren. Es galt als wahnsinnig schick, seinen Hof mit einem exotisch aussehenden Türken zu schmücken.

Im Land regierte das Prinzip »cuius regio, eius religio«. Mit anderen Worten: Das, was der Chef glaubte, mussten auch die Untertanen glauben. Da noch keine Demokratie herrschte, wurden die Beutetürken zwangsweise einem intensiven Unterricht in deutscher Sprache und christlicher Religion unterzogen. Dann wurden sie getauft. Diese Türkentaufen sollen ein großer Spaß gewesen sein - für das Publikum. In ihrer Beliebtheit hatten sie einen ähnlichen Stellenwert wie die Vollstreckung von Todesstrafen und das Verbrennen von Hexen. Der Türke musste zwar vor seiner Taufe ausrufen, dass er ein »Türck« und ein verdammter Mensch sei, das war es dann aber auch schon, denn das

christliche Weihwasser erlöste ihn später von seinem jämmerlichen türkischen Zustand. So einfach war das damals mit der Integration. Manch einer von ihnen machte Karriere und gelangte zu einem Adelstitel: Ludwig Maximilian Mehmet von Königstreu ist ein schönes Beispiel hierfür. Und irgendwann hatten sich die Beutetürken so assimiliert, dass sie in der deutschen Kultur regelrecht aufgingen. Insgesamt war dies also eine überaus positive Erfahrung mit der Integration.

Dann kamen die Gastarbeiter. Ein schöner Begriff für Leute, die man eigentlich gar nicht haben will. Der Arbeiter als Gast? Der Gast als Arbeiter? Wie soll das gehen? Ist die polnische Putzfrau, die bei uns zu Hause unterbezahlt die Wohnung säubert, unser Gast? Geht man mit Gästen nicht eigentlich ganz anders um? Bewirtet man sie nicht, ist höflich zu ihnen und schaut, dass es ihnen an keiner Bequemlichkeit fehlt? Korrekterweise hätte der Gastarbeiter als zeitlich begrenzte Arbeitskraft bezeichnet werden müssen oder so ähnlich. Zu einem Lebensabschnittspartner sagt man ja auch nicht Gastgatte. Und zu einem Leihwagen nicht Gastauto.

Geht man mit Gästen nicht eigentlich ganz anders um?

Ob die Gastarbeiter sich als Gäste gefühlt haben, ist nicht bekannt, sicher aber ist, dass sie nicht wie solche behandelt wurden. Denn unter Gastfreundschaft verstehen die Türken in ihrer eigenen Kultur etwas komplett anderes. Die Deutschen eigentlich auch. Mir persönlich allerdings gefällt das gut, wenn Gäste arbeiten müssen. Ich müsste mal wieder meinen Keller aufräumen. Da lade ich mir doch gern ein paar Gäste ein.

Nun, die Gäste aus der Türkei sperrte man in unwirtliche Wohnheime und gab ihnen die Arbeiten, die die Deutschen nun wirklich nicht mehr machen wollten. Man siedelte sie in Gettos an, damit sie ja nur unter sich blieben und damit die Deutschen nicht mit ihnen in Berührung kamen.

Gastarbeiter traf man oft auf deutschen Bahnhöfen. Nicht dass von Köln aus Züge nach Gaziantep oder Erzurum gefahren wären. Nein, der Gastarbeiter holte sich dort seine drei Tage alte türkische Tageszeitung und bei diesem Einkauf traf er seine Kollegen. Da ein deutscher Bahnhof, es ist kaum zu glauben, oft gemütlicher war als der Bretterverschlag, in dem sie untergebracht waren, blieben sie alle zusammen gleich für ein paar Stunden dort. Irgendwie musste ja der christliche Sonntag herumgebracht werden. Gott und Allah sei Dank wurde in den Sechzigerjahren in Deutschland noch richtig gearbeitet. Auch samstags wurde in die Hände gespuckt, so blieb nur wenig Zeit für Heimweh und Sehnsucht.

Der Gastarbeiter konnte sich seinen Wohnort nicht selbst aussuchen. Auch nicht die Art der Arbeit. Er wurde von einer beliebigen Firma in Deutschland angefordert. Es konnte ihn in eine Großstadt, in eine Kleinstadt oder auf das platte Land verschlagen. In einen Gelsenkirchener Kohleflöz 800 Meter unter der Erde oder ans Fließband in Sindelfingen.

Gott und Allah sei Dank wurde in den Sechzigerjahren in Deutschland noch richtig gearbeitet.

Besonders beliebt war es, die Gastarbeiter nach Berlin zu holen, denn da wollten nur die allerwenigsten Deutschen hin. Zumindest solange die Stadt wie eine Insel in der DDR lag. So wurde dann Berlin die größte türkische Stadt außerhalb der Türkei. Das machte die Stadt bei den Westdeutschen noch unbeliebter. Immerhin hielten diese Menschen die Stadt irgendwie auch am Leben. Trotzdem wurde in diesen Zeiten über die türkische Population gerne hinweggesehen.

Die Kommunisten im Osten nahmen die Türken in Westberlin natürlich auch wahr. Als natürliche Freunde! Denn da hatte sich doch die klassische Arbeiterklasse eingefunden, die nur mit den richtigen Parolen auf den richtigen sozialistischen Weg gebracht werden musste. Flugs stellten die Genossen im Osten einen Sendemasten

auf und beschallten die Empfänger mit ihrer frohen Botschaft via Radioprogramm. Das war wohl der erste türkischsprachige Radiosender in Deutschland. Das hat aber nichts genutzt, denn die Gastarbeiter konnten mit den gottlosen Inhalten aus dem Osten nichts anfangen. Mit ihrer wertkonservativen Einstellung müssten die Türken in Deutschland eigentlich klassische Wähler der christlichen Parteien sein. Aber das ist eine andere Geschichte.

Weg kamen die Türken aus der Stadt so gut wie nicht mehr. Noch heute sind sie in Deutschland immobil. Wenn sie nicht gerade Verwandtschaft in einer anderen Stadt oder Region haben, bleiben sie lieber dort, wo sie zu Hause sind. Das führt dann dazu, dass sie ein sehr einseitiges Bild von Deutschland haben. Ein Berliner Türke kann sich nicht vorstellen, dass in Süddeutschland junge Deutsche in freiwilligen Feuerwehren, Trachtenvereinen oder traditionellen Musikgruppen aktiv sind. Für ihn sind alle deutschen Jugendlichen so, wie er sie aus Berlin Neukölln und Kreuzberg kennt. Für ihn ist schon Dahlem ein fremder Bezirk, den er nicht freiwillig betreten würde. Da hat der Türke leider die gleiche Sichtweise, die auch dem Deutschen und vielen Menschen auf der Welt zu eigen ist: Kennste einen, kennste alle!

Mit ihrer wertkonservativen Einstellung müssten die Türken in Deutschland eigentlich klassische Wähler der christlichen Parteien sein.

Aber zurück in die Sechziger- und Siebzigerjahre: Fliegen war unbezahlbar. Für einen Gastarbeiter erst recht. Für die meisten deutschen Westberliner war auch per Auto eine Reise nach Italien oder Spanien undenkbar. Sie machten ihren Urlaub höchstens in Osthessen oder Nordbayern. Nur die heimwehkranken Türken waren verrückt genug, mit dem Auto von Westberlin in die Türkei zu fahren. Drei Tage dauerte die Fahrt in die anatolische Heimat. Die Strapaze fing aber schon vorher an. Im Vorfeld mussten Visa beantragt werden, denn die Gastarbeiter und auch ihre

Frauen und Kinder waren in dieser Zeit noch durchweg türkische Staatsbürger. Also hieß es für Österreich, Ungarn und Bulgarien ein Visum zu beantragen, eine zur damaligen Zeit äußerst langwierige bürokratische Angelegenheit. Dann ging es im überladenen Ford Transit erst mal auf dem Transitweg durch die DDR, dann quer durch den ganzen Balkan - eine quälende Angelegenheit. Und nach der Überquerung des Bosphorus waren es dann noch einmal gute 1.000 Kilometer.

Wie war das eigentlich für einen Menschen aus Anatolien, genauer: aus Kurdistan, der sich in den Sechzigerjahren aufmachte, um den Deutschen bei ihrem Wirtschaftswunder zu helfen? Ein Bus fährt in einen kleinen Weiler in den kurdischen Bergen. In diesem Bus sitzen türkische Staatsbeamte, die die kurdischen Menschen auffordern, ihre Heimat zu verlassen. Darunter auch Mehmet. Er soll für einige Jahre in ein fremdes Land gehen, um dort viel Geld zu verdienen, und dann später wieder zu seiner Familie in die Heimat zurückkehren. Es war nicht so, dass Mehmet in seinen Bergen am Samstagmorgen die Stellenangebote der Frankfurter Allgemeine Zeitung las und sagte: Hey, tolles Stellenangebot, da geh ich jetzt mal hin! Nein, er wurde eingesammelt und nach Deutschland verfrachtet. Er wusste noch nicht einmal, in welche Stadt er kommen würde, als ihm gesagt wurde, er hätte jetzt eine Arbeit bei Ford oder Daimler. Woher sollte er auch den Unterschied zwischen Berlin, Bochum oder Sindelfingen kennen?

Mehmet. Er soll für einige Jahre in ein fremdes Land gehen, um dort viel Geld zu verdienen, und dann später wieder zu seiner Familie in die Heimat zurückkehren.

Und dann war Mehmet in Berlin, in einer Stadt, die er eigentlich so schnell wie möglich wieder verlassen wollte. Er war alleine und musste hart arbeiten und vermisste seine Familie. Aber mit der Zeit schmolz der Wille, in die Heimat zurückzukehren, dahin. Das hatte mehrere Gründe : erstens hatte er noch nicht genug Geld verdient und wollte noch